

Ludwig Muth

Zwei Lesewelten

Zur Lage des katholischen Buchhandels

Das Scheitern seiner Mission in Athen gehört zu den schmerzlichsten Enttäuschungen des Völkerapostels. Dabei hatte er seine Rede auf dem Areopag so klug eingefädelt: Christus sei der unbekannte Gott, dem die Athener einen Altar in der Stadt geweiht haben. Doch die Vertreter der Philosophenschulen, die ihn befragten, wollten sich nicht ernsthaft mit jener seltsamen neuen Lehre auseinandersetzen, die Paulus auf dem Marktplatz vertreten hatte. Der Unterhaltungswert seines Vortrages war erschöpft, als Paulus auf die Auferstehung Jesu zu sprechen kam. Mit einem höflichen „Ein andermal mehr“ wurde er kurzerhand unterbrochen. Der Verfasser der Apostelgeschichte läßt keinen Zweifel daran, daß Paulus an der Mentalität seiner Hörer, ihrer oberflächlichen Neugier, scheiterte, für die Athen schon im Altertum berüchtigt war. „Alle Athener und die dort ansässigen Fremden hatten ja für nichts mehr Zeit, als Neuigkeiten zu erzählen und zu hören“ (Apg 17, 21).

Unverweilen, Zerstreuung, Aufenthaltslosigkeit

Daran ließe sich die Frage anschließen: Ist Neugier etwas Schlechtes? Eltern schätzen den unstillbaren Wissensdurst der Kinder, halten ihn für gut und förderungswürdig. Gerontologen sind überzeugt, daß ein alter Mensch nicht wirklich alt ist, solange er noch ein nimmermüdes Erkundungsverhalten zeigt, sich an kleinen und großen Entdeckungen freut und andere daran teilhaben läßt.

Thomas von Aquin trifft allerdings eine wichtige Unterscheidung, indem er das naturhafte, in sich gute Erkenntnisstreben, die „studiositas“, der zucht- und ziellosen, der schweifenden Unruhe des Geistes, der „curiositas“, entgegenstellt, die ihm ein Zeichen dafür ist, daß der Mensch die Fähigkeit verloren hat, in sich selbst zu wohnen. Auf diese Neugier zielt Martin Heidegger in „Sein und Zeit“. Er sieht in ihr ein Symptom existentieller Entfremdung:

„Die freigewordene Neugier ... sucht das Neue nur, um von ihm erneut zu Neuem abzuspringen ... Daher ist die Neugier durch ein spezifisches Unverweilen beim Nächsten charakterisiert ... In ihrem Unverweilen besorgt die Neugier die ständige Möglichkeit der Zerstreuung ... Die beiden für die Neugier konstitutiven Momente des Unverweilens in der besorgten Umwelt und der Zerstreuung in neue Möglichkeiten fundieren den dritten Wesenszug dieses Phänomens, den wir die Aufenthaltslosigkeit nennen. Die Neugier ist überall und nirgends.“

So ließe sich wohl die Gesinnung der Athener Philosophen umschreiben, die der Verfasser der Apostelgeschichte so heftig kritisierte. Kein Wunder, daß Paulus im Gespräch mit ihnen zum Eigentlichen seiner Botschaft, zur Auferstehung Jesu, nicht vordringen konnte. Doch Martin Heidegger liefert eine Analyse der Gegenwart. In der Tat fällt es nicht schwer, in seiner Wesensbeschreibung der Neugier einen Zug unseres eigenen Wesens, eine Gefährdung zumindest, zu erkennen.

Unverweilen, Zerstreuung, Aufenthaltslosigkeit werden in unserer Gesellschaft durch ein eigenes Gewerbe unterstützt und in Gang gehalten: durch die Freizeitindustrie. Sie produziert ein Dauerklima der Ablenkung, das nicht zur Besinnung kommen läßt. Sie sorgt für bodenlose Neugier.

Wie sehr wir diesem Klima verfallen sind, läßt sich am Umgang mit den Massenmedien gut beobachten. Wir sind hungrig geworden nach den kleinen Appetithäppchen, mit denen wir uns pausenlos speisen lassen: die Schlagzeilen der Morgenpresse, die Kurznachrichten im Autoradio, die Heute-Sendung, die den Feierabend eröffnet (keine Sequenz länger als 40 Sekunden!), Enthüllungsreportagen, die für ein Wenn und Aber keine Zeit lassen, und für die Phantasie sensationelle Filmgeschichten auf allen Kanälen. Ein Tag ohne dieses Treiben wäre leer und ereignislos.

Der Überdruß daran ist zwar vielerorts geäußert worden, doch wer könnte sich ihm ganz entziehen? Man bleibt eingespannt in den Takt dieser Unterhaltungsmaschine, und sei es auch nur, um informiert zu sein und mitreden zu können.

Auch der moderne Buchmarkt lebt vom Novitätentrieb. Das zeigt sich schon in der jährlich wachsenden Zahl der Neuerscheinungen. 58 000 waren es 1998, 10 000 mehr als vor einem Jahrzehnt. Das Anschwellen des Novitätenstroms ist zu einem guten Teil Folge des Erkenntnisfortschritts, seiner Steigerung und Differenzierung, somit der „studiositas“ zuzuordnen. Ein anderer Teil aber – dabei geht es vor allem um die populäre Literatur – steht unter dem Diktat der „curiositas“, worüber vernünftige Verleger nicht glücklich sind; denn der diesem Geschäft immanente „Innovationszwang“ hat zur Folge, daß gute Bücher immer schneller veralten und vom Markt verdrängt werden.

In den letzten Jahren hat sich die durchschnittliche Lebensdauer eines Titels dramatisch verkürzt. Im Schnellschritt muß daher die kalkulatorisch notwendige Auflage erreicht werden. Um die Aufmerksamkeit des Publikums auf Anhieb zu gewinnen, sind immer kühnere Inszenierungskünste erfordert. Verrisse sind dabei ebenso willkommen wie Skandale, wenn sie nur den Titel ins Gespräch bringen.

Besonders hart ist der Kampf um die Spitzentitel der Saison. Da wird nicht nur im Vorfeld um bestsellerverdächtige Manuskripte und Lizenzen gepokert. Hohe Summen müssen noch einmal riskiert werden, um dem Buch eine Aura des Außerordentlichen, Einmaligen, Ultimativen (so heißt es neuerdings) zu verleihen und es herauszuheben. So hastet der moderne Literaturbetrieb von Novität zu

Novität. Er treibt die „curiositas“ des Publikums an und wird von ihr getrieben. Er folgt und er erzeugt einen Lesertyp, den Goethe im „Westöstlichen Diwan“ bereits kommen sah:

Daß nur immer in Erneuerung
jeder täglich Neues höre,
und zugleich auch die Zerstreuung
jeden in sich selbst zerstöre.

Bis in die Goethezeit hinein war ein anderer Lesertyp vorherrschend: der Wiederholungsleser. Abgesehen von den Gelehrten, die die ausgreifende, kursorische Lektüre kannten, begnügte sich die (relativ kleine) lesefähige Bildungsschicht mit einem schmalen Kanon meist frommer Lektüre, die man sich immer wieder vornahm. Bibel, Katechismus, Gebetbuch, Hauspostille, Nothelfbüchlein – viel mehr gab es für sie nicht zu lesen. In der sogenannten Leserevolution aber wurde das intensive „Wiederkauen“ erbaulicher Lektüre allmählich abgelöst durch die erlebnishungrige Jagd nach immer neuen, immer interessanteren Erzählstoffen.

Berühmte Zeitgenossen haben diesen Wandel erschreckt festgestellt und beklagt. 1797 schrieb August Wilhelm Schlegel in der Jena'schen Literatur-Zeitung:

„Der bloß sinnliche Romanhunger muß gestillt werden, sei es durch welche Nahrung es wolle. Mit unüberwindlichem Abscheu gegen die zweite Lesung auch des geistreichsten Buches verbindet sich eine Genügsamkeit, die sich selbst das Platte, Abgeschmackte und Abenteuerliche gefallen läßt, wenn es nur neu scheint, und bei der es bloß armseliger Verkleidung bedarf, um dem Verbrauchtesten das Lob der Neuheit zu gewinnen.“

Gegen diese um sich greifende Lesewut brachte Johann Gottlieb Fichte in den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters“ 1806 eine „neue Lesekunst“ in Stellung, gedacht als probates Mittel, „gerade das Allerälteste in das lebendigste und jüngste Neue umzuwandeln“. Es mangelte nicht an volkspädagogischen Gegenkonzepten und besorgten Zwischenrufen. Doch keinem gelang es, die Novitäten-sucht vor allem der „lesenden Frauenzimmer“ zu bändigen.

Je süchtiger das Publikum, desto schneller die Druckmaschinen, desto produktiver die Schriftsteller. Wilhelm Hauff malte 1827 in Cottas „Morgenblatt für gebildete Stände“ das Schreckensbild einer Buchfabrik an die Wand, die im Gleichtakt von Papiermühle, Druckerpresse, Übersetzern, Stilisten und Korrektoren alle vier Tage zwei Neuerscheinungen ausspuckt. Überproduktion war damals schon der Schlachtruf. Der Buchhandel verstand es, sich mit der neuen Lage zu arrangieren. So versprach Friedrich Perthes, eine Vorbildgestalt der Branche, 1796 in seinem Eröffnungsinserat:

„Um den Aufenthalt in meinem Laden angenehm zu machen und überhaupt die Bekanntwerdung unserer neuen Literatur an meinem Teil zu befördern, werde ich dafür sorgen, daß von jedem deutschen Journal, jeder Neuigkeit des Tages und jeder allgemein interessanten Schrift immer ein Exemplar in meinem Laden zur Durchsicht bleibt.“

Anders lesen

Dieses umtriebige Ausgreifen nach dem immer Neuen stand von vornherein im Gegensatz zu der Art, wie man herkömmlich mit religiöser Literatur umging. „Ruminatio“ war das Leseideal, das sich in den Klöstern herausgebildet hatte: Man solle einen Text so lange „wiederkauen“, bis sich sein spiritueller Gehalt ganz erschlossen hat. Martin Luther dachte noch in diesen Bahnen, wenn er vom Bibelwort schrieb, man solle es „treyben und reiben, lesen und wiederlesen“. Was der Reformator den Hausvätern auftrug und was später auch in katholischen Großfamilien Brauch wurde, war frommes Wiederholungs(vor)lesen. Nicht Neugier prägte die Rezeption, sondern der Wunsch nach bestätigender Erbauung. Man kannte vielfach schon, was man zu hören bekam. Das störte nicht. Man wollte es wieder und wieder hören und lesen, um es sich einzuprägen und zu eigen zu machen. Eben das aber wurde in der Folge der Leserevolution „unzeitgemäß“.

Doch was über die Botschaft Jesu und über das Leben in seiner Nachfolge geschrieben ist, läßt sich nicht verschlingen wie ein spannendes Buch. Religiöse Literatur will nicht nur informieren und schon gar nicht unterhalten, sie will – dies im Unterschied zur religiösen Presse mit ihrem Forumscharakter – bezeugen, bewegen, verändern, heilen. Sie zielt in eine tiefere Dimension. Sie ist daher auch anders zu lesen – ernsthaft, nachdenklich, mitgehend, geöffnet für das Wirken des Geistes. Religiöse Literatur wird nicht nur durch ihre religiöse Thematik definiert, sondern auch durch ihren Anspruch an den Leser. Doch dieser Anspruch steht in einem Spannungsverhältnis, ja in einem Widerspruch zu der verbreiteten Erwartung an Lektüre. Sie wirkt wie ein Fremdkörper im modernen Literaturbetrieb. Ihr Erscheinungsbild ist nicht sehr anziehend.

In einer Allensbacher Studie über den religiösen Buchmarkt tritt das deutlich hervor. Religiöse Bücher seien langweilig, sagen ein Drittel aller Befragten. Sogar ein Viertel derer, die solche Bücher nicht nur vom Hörensagen kennen, meinen das. Sie passen nicht in die Dramaturgie des heutigen Lebens, sie reißen nicht mit, sie erschließen sich nur mit einem Einsatz, den man sich nicht gerne abverlangen läßt. Nur wenige meinen, sie seien aktuell, aufregend, lebendig geschrieben.

Der Zurückhaltung des Publikums entspricht die Zurückhaltung vieler deutscher Sortimente. Das ist das große Problem aller konfessionellen Verlage. Ihre Programme werden erst gar nicht aufgenommen. Doch diese schon reflexartige Ablehnung ist schlagartig überwunden, wenn ein Titel mit religiöser Thematik angeboten wird, der durch einen sensationellen Touch bekannt wird.

So war es zum Beispiel der Konflikt mit Rom, der den Holländischen Katechismus auf die Bestsellerliste des „Spiegel“ brachte. Zeitgenossen erinnern sich noch, daß die ersten Großauflagen der deutschen Ausgabe unter dem Schutz des holländischen Imprimaturs in den Niederlanden gedruckt und wie Konterbande

nach Deutschland eingeführt wurden. Aufregende Reibungen mit der Amtskirche erzeugen die Aufmerksamkeit, die für die Nachfrage wichtig ist. In diesem Sinn ist wohl auch das Bonmot eines katholischen Verlegers aus den 50er Jahren zu verstehen, die Drohung mit dem Index sei die beste Buchreklame.

Auch nach der Abschaffung des Index gibt es noch Reibungsmöglichkeiten genug, die der Publizität des Autors und seines Buchs zugute kommen. Manchmal hilft auch eine blühende Phantasie nach. Die Andeutung finsterner Machenschaften (möglichst durch den Vatikan) verhilft selbst entlegenen Themen zu durchschlagendem Erfolg. Wer außer Fachleuten hätte sich mit den Schriftrollen vom Toten Meer beschäftigt, wenn nicht die Vermutung ausgestreut worden wäre, bei ihrer Publikation sei massiv manipuliert worden? Im Bündnis mit der „curiositas“ können auch religiöse Bücher zur Ehre saisonaler Topseller aufsteigen.

Was können katholische Verleger von den Inszenierungskünsten der Publikumsverlage lernen? Zumindest dies: daß die Fachleute für Werbung und Öffentlichkeitsarbeit auf ihrem Gebiet nicht weniger kompetent sein müssen wie der Verlagslektor. Auch im kirchlichen Milieu ist ein wirksamer „Auftritt in der Öffentlichkeit“ wichtiger als früher. Aber er muß dicht an der Wahrheit bleiben. „Die säkularen Verlage haben mit Sicherheit eine größere Fähigkeit, sich auf den Leser einzustellen“, teilte ein Verleger den Allensbacher Meinungsforschern mit:

„Aber ich zögere, weil wir katholischen Verlage natürlich ein Problem haben. Und zwar sind wir deswegen religiöse Verlage, christliche Verlage, weil wir vorgegebene Inhalte vermitteln wollen. Wir suchen keine neuen Inhalte oder sonst irgendwas, sondern wir haben ganz bestimmte Inhalte, Werte, Lebensorientierung, die wir vermitteln wollen. Im Grund ist das aber vorgegeben. Was wir suchen, sind keine neuen Inhalte, sondern Formen, wie diese Inhalte Menschen heute zeitgemäß nahegebracht werden können. Aber das heißt, wir kleben an diesen Inhalten, während ein profaner Verlag sagen kann: Meine Inhalte lasse ich mir von außen diktieren, von dem, was die Leute wollen.“

So sehr auch der katholische Verleger sein Publikum beobachten muß, er ist im Grund innengeleitet; den außengeleiteten Publikumsverlag kann und darf er nicht kopieren, wenn er seine Glaubwürdigkeit nicht verlieren will. Er liegt sozusagen an der Kette seiner Tradition, seiner Unternehmensphilosophie.

„Abseits vom modernen Rummel“

Nicht nur das Selbstverständnis steht einer forschen Nachahmung entgegen. Es ist auch ein Gebot der Klugheit, an den Erwartungen des Stammpublikums nicht vorbeizuinzenieren (das können sich nur subventionierte Theaterbetriebe leisten). Personen, die mit religiöser Literatur eigene Erfahrungen gemacht haben, sehen den Unterschied zum modernen Literaturbetrieb sehr deutlich. Jeder zweite ist der Meinung: „Religiöse Bücher sind gute und stille Bücher – ganz abseits vom modernen Rummel.“ 60 Prozent sagen: „Man sollte diese Bücher nicht

nur einmal zur Hand nehmen.“ Hier denkt man unwillkürlich an das Leseideal des „ruminari“. Wo also religiöse Lektüre gepflegt wird, taucht ein von der Zeitnorm abweichender Lesertyp auf. Und umgekehrt: Nur wo Fähigkeit und Bereitschaft (noch?) vorhanden sind, anders zu lesen, hat religiöse Literatur die Chance, sich dauerhaft auszubreiten.

Die Zukunft des katholischen Buchhandels und der Bücher, für die er sich einsetzt, hängt nicht nur davon ab, wie sich die Kirchenbindung entwickelt und auf welchem Niveau das religiöse Interesse sich einpendelt. Es gibt viele aktive Christen, die nie ein religiöses Buch zur Hand nehmen, und es gibt unter den sogenannten Fernstehenden faßbare Minderheiten, die zu den eifrigen Lesern dieser Literatur zählen. Eine dritte unübersehbare Prämisse ist das Vorhandensein einer „alternativen“ Lesekultur, die mehr und mehr verschwinden könnte – wenn nichts dagegen unternommen wird. Sie ist Teil einer alternativen Lebenskultur, die erstritten und verteidigt werden muß. Ist es nicht bemerkenswert, daß Günter Grass in der „Zeit“ für die Schulen einen Kurs zum Erlernen der Langsamkeit forderte:

„Langsamkeit wäre eine Gangart, die der Zeit zuwider liefe. Die bewußte Verzögerung. Das bis zum Stillstand gebremste Tempo. Das Erlernen des Innehaltens, der Muße. Nichts wäre inmitten der gegenwärtigen Informationsflut hilfreicher als eine Hinführung ... zur Besinnung, ohne lärmende Nebengeräusche, ohne schnelle Bildfolgen, ohne Aktion und hinein ins Abenteuer der Stille.“

Für eine erneuerte Lese pastoral

Betrachtet man die unübersehbare Krise des katholischen Buchhandels in diesem Zusammenhang, dann wird deutlich, daß es mit wirtschaftlicher Aufrüstung und Beratung allein nicht getan ist. Gebraucht wird das Konzept einer Leseförderung, das man nicht einfach bei der verdienstvollen „Stiftung Lesen“ in Mainz beziehen kann; denn es geht ja darum, für ein Lesen gegen den Trend, gegen die „curiositas“, zu gewinnen. Solche Fragen stellen sich: An welcher Katholischen Akademie, in welchem Meditationszentrum wird ein Langsam-Lesekurs angeboten, ein Gegenstück zu den ebenso notwendigen Schnell-Lesekursen? Welcher Orden kultiviert das „ruminari“ in heutiger Form und gibt diese Erfahrung weiter? Welche Unterstützung erfährt der Borromäusverein in den Gemeinden bei seiner Initiative, durch Vermittlung und Vertiefung literarischer Kompetenz dem bloßen Vernaschen von Literatur entgegenzuwirken? Wie werden katholische Büchereien zu Gegenorten, in denen sich Menschen heimisch fühlen, die anders und anderes lesen wollen? Welche Rolle spielen die Klosterbuchhandlungen künftig, denen Fachkenner eine gute Zukunft voraussagen? Nicht zuletzt: Wo sind die geistlichen Autoren, die nicht aufregende Abhandlungen schreiben, sondern unaufgeregte Texte zum Verweilen, Texte, die – wie es Thomas Sartory formuliert hat – das Bewußtsein weiten und verändern und die Seele wandeln?

Innerhalb eines solchen Konzeptes wäre die Rolle der religiösen Anthologie neu zu durchdenken – unter Einbeziehung der großen evangelischen Erfahrung mit Losung und Zuspruch. Es ist eine eigene Kunst, selbst aus Schriften, die in einer uns fremd gewordenen Sprache geschrieben sind, Kerngedanken herauszulösen und in einen gegenwartsnahen Bezug zu bringen. Die Wirkung solcher Wortesammlungen ist empirisch noch nicht untersucht. Wenn man die bekanntgewordenen Auflagenzahlen summiert, kommt man zu der Vermutung, daß gerade diese Publikationsform auch viele unerwartete Leser erreicht, weil die handlichen Bändchen gerne verschenkt werden. Aus solchen ungeplanten Begegnungen können Anstöße zu dauerhafter Freundschaft werden.

Natürlich kann man gegen die Fragmentierung religiöser Texte manches einwenden, vor allem, wenn es sich um Texte der Bibel handelt. Darf man die Bibel als Steinbruch benutzen? Sollte sie nicht am Stück gelesen werden? Peter Müller, ein Vertreter der jungen evangelischen Lesetheologie, meint, eine solche Bibelfrömmigkeit sei selbst in der Kirche der Reformation immer eine Sache von Minderheiten gewesen. Das rechtfertige, dem Bibelzitat mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Seine Folgerung kann wohl für das ganze Gebiet der religiösen Anthologie gelten:

„Als eine Aufgabe der heutigen Schriftgelehrten, der Theologen sowohl als auch der intensiven Leser und Leserinnen in gemeindlichen Kreisen, sehe ich es an, aus dem Schatz der Texte diejenigen herauszufinden, zusammenzustellen und möglicherweise auch neu zu formulieren, die Menschen heute ansprechen – und dies theologisch verantwortet, möglichst wenig orakelhaft, aber offen für gegenwärtige Fragen.“

Aufschlußreich ist ein Blick auf die neuesten Ergebnisse einer Untersuchung über religiöse Kommunikation, welche die Medien-Dienstleistungsgesellschaft beim Institut für Demoskopie in Allensbach in Auftrag gegeben hat. Daraus ergibt sich, daß der Verfall religiöser und kirchlicher Bindungen in Deutschland unvermindert weitergeht. Damit verschärfen sich auch die Probleme für die kirchliche Presse. Das religiöse Buch hat sich im großen und ganzen stabilisiert, wenigstens das Angebot im sogenannten Öffnungsbereich: Bücher über Sinnfragen und zur Meditation sowie Ratgeber bis hin zu besinnlichen Geschenkbüchern. Soweit die religiösen Bücher sich der Lebenswirklichkeit und ihren Problemen nähern, partizipieren sie an einer durchgreifenden Interessenveränderung der Christen – weg von der Auseinandersetzung mit grundlegenden weltanschaulichen und ethischen Fragen, hin zu pragmatischen Themen.